



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

3ehnter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang. November 1915. Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Das Leiden für Christus.

Zur Handelweise der Feinde gegen deutsche Missionsarbeiter.

„Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, welcher ist die Gemeine, deren Diener ich geworden bin. Kol. 1, 24. 25.“

Der November-Monat lenkt alljährlich unsere Blicke auf das Sterben, auf den Tod anderer und auf unser eigenes Abscheiden. In ihm liegt der seit den Befreiungskriegen vor hundert Jahren den Toten insbesondere gewidmete Sonntag. Und in diesem zweiten Befreiungskrieg, den Deutschland gegenwärtig führt, sollte es anders sein? Jetzt, da seine Söhne zu Hunderten und Tausenden auf der Walstatt „gelieben“ sind. Da Gott ein Sterben zugelassen hat, wie es kaum dagewesen ist. Noch nie hat uns das Blätterfallen des Herbstes so an die Vernichtung alles Lebens erinnert, wie in den Jahren 1914 und 1915.

Leidet nicht auch die Mission, ihre Träger und ihre Arbeit unter schwerem

Druck? Sie ist ja im Grunde Gottes Werk, kann also nicht untergehen. Aber wie viele Blüten werden geknickt werden, wie viele Früchte werden vom Baum geschüttelt werden! Was Menschen vorhaben, grenzt ja an Vernichtung. Blicken wir nach Kamerun! Und nach Indien! Gerade in diesen Wochen müssen 325 deutsche Missionare in Indien ihren Posten verlassen und werden ihrem göttlichen Beruf entrissen und verjagt aus ihren christlichen Gemeinen! 102 Missionsarbeiter von der Basler, 102 von der Gohnerschen, 40 von der Leipziger, 25 von der Hermannsburger, 56 von der Schleswig-holsteinischen Missionsgesellschaft! Vielleicht auch einer aus der Brüdermission hoch oben in den Himalaya-Bergen! Wie viel Not und Elend, wohl auch Tod hat eine solche gewaltsame Abschiebung zur Folge! Wie viel Ketten der Liebe werden zerrissen! Wie viel Verwirrung im Urteil der Eingeborenen über die Christen der alten

Christenheit angerichtet? Die Gofnersche Mission hatte vor dem Krieg rund 100 000 Christen in Pflege, die Leipziger 21 000, die Basler 20 000, die Schleswig-holsteinische 15 000, die Hermannsburger 3000. Und sie alle hatten blühende Schulen! Welches frische, fröhliche, aussichtsreiche Missionsleben wird dadurch, wenn nicht vernichtet, so doch empfindlich gestört!

Ach, Gott im Himmel, sieh darein!

Wundert uns dies Verhalten unserer Feinde?

Sicherlich. Da sie Christen sein wollen.

Aber andererseits hat Jesus ein Wort gesagt, das uns darüber nicht im Zweifel läßt, daß Christen, vollends die Verkündiger des göttlichen Wortes, zu leiden haben werden: Schmach, Verfolgung, ja auch Tod. Jesus sprach: „Haben sie mich gehasset, so werden sie euch auch hassen.“

Und seinen auserwählten Knechten hat Gott in seiner Weisheit noch ein besonderes Maß des Leidens zugemessen. So sprach der Herr, der dem Saulus von Damaskus erschien, zu Ananias: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß, um meines Namens willen“ (Ap.-Gesch. 9, 16). Und wahrlich, wer das 11. Kapitel des 2. Korintherbriefes liest, der erkennt, daß dies Wort sich erfüllt hat.

Die Erfüllung dieser Aufgabe, um des Christentums willen, dessen Träger an Könige und Heiden er sein sollte und war (Ap.-Gesch. 9, 15), zu leiden, ist dem Apostel Paulus allmählich so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er das Wort schreiben konnte, das wir dieser Eingangsbetrachtung vorangestellt haben: „Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide und er-

statte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde, deren Diener ich worden bin.“

Ach, welche Wandlung muß in Herzen vor sich gehen, bis diese heilige Freude Platz greift, die das Leiden nicht nur nicht als ein Übel, als Unglück, auch nicht nur als ein Erziehungsmittel für das eigene Herz und Leben, sondern sogar als einen Teil der Berufsarbeit ansieht, die der Diener Christi ihm und seinen Pflegebefohlenen zuliebe auf sich nehmen muß und geduldig zu tragen hat! Ja, deren er sich sogar freut!

Paulus freut sich dieses seines Leidens. Daß solche Freude Christenpflicht ist, das sagt auch Petrus, wenn er im 4. Kapitel seines ersten Briefes schreibt: „Geliebte, laßt euch die Feuerprobe nicht befremden, sondern in dem Maße, als ihr an den Leiden Christi Anteil bekommt, freuet euch, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit vor Freude frohlockt. Leidet jemand als Christ, so schäme er sich nicht, sondern verherliche Gott über diesen Namen“ (4, 12—16).

Der Christen Leiden ist Teilnahme am Leiden Christi. Denn ihn haßt die Welt, wenn sie seine Jünger haßt.

Und Paulus freut sich des ihm bestimmten Maßes von Leiden auch aus dem Grunde, weil es den Gemeinen Segen bringt, wenn er ihnen zeigt, wie man solches Leiden in Christi Sinn auf sich nimmt, in Geduld trägt und dabei reiche Proben göttlicher Durchhilfe aufzuweisen und zu zeigen hat.

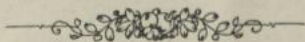
Es sind ja in der Tat Leiden und Drangsale Christi, die der Apostel und andere Knechte Gottes zu erdulden haben, denn wie dem Haupte, so ist auch

dem Leibe, der Jüngerschaft, ein bestimmtes Maß von Leiden zugemessen. Wenn wir aber Christi Leiden erfahren, so erfahren wir dann auch Christi Trost (2. Kor. 1, 5) und schließlich die Herrlichkeit, der gegenüber dieser Zeit Leiden nicht wert sind (Röm. 8, 18).

In diesem Sinn laßt auch uns Missionsleute uns unter die gewaltige Hand Gottes beugen, die nun immer unmittelbarer Leiden über das Missionswerk und ihre Träger, unsere lieben Missionare und ihre Familien, bringt. Diese findet es Gott für gut, zu ver-

hängen. Wir wollen von dem Apostel sogar auch etwas von der Freude lernen, die die Christen auf jedem Wege Christo nach und an Christi Hand empfinden können. Bitten aber können und sollen wir den Herrn, der nicht ohne Maß versucht werden läßt, daß er all das Leiden, das über unsere Missionare geht, so ein Ende gewinnen lasse, daß sie es können ertragen und daß auch dadurch sein Reich gebaut werde nach dem Worte Josephs: „Sie gedachten es böse zu machen; Gott aber gedachte es gut zu machen.“

T. B.



Im Leiden geübt.

Heimgang einer treuen Missionsarbeiterin.

Von Schwester Frieda Großmanns Heimruf haben unsere Freunde durch das „Missionsblatt“ Kunde erhalten. Heut können wir sie und ihren Gatten den Lesern im Bilde vor Augen führen.

Ja, das war auch eine Jüngerin und eine Missionsarbeiterin und damit eine Predigerin durch Wort und Beispiel, die in Leiden geübt war. Vielfach war die liebe Entschlafene kränzlich. Bei einem Besuche in der Heimat vor einigen Jahren hatte sie wohl nicht die einigige Kraft des Leibes, die ganze Gesundheit wieder gefunden.

Das Bild läßt uns das nicht so vermuten. Es ist aufgenommen in unserer amerikanischen Gemeinde Bethlehem in Pennsylvanien, wo Bruder und Schwester Großmann auf ihrer Hinausreise nach Nikaragua besuchten, wie sie auch später in den Vereinigten Staaten

durch Vorträge und Unterhaltungen mancherlei zur Belebung des Missionswerks getan haben.

Ihres Gesundheitszustandes wegen mußte ihr Gatte mit ihr den schönen, arbeits- aber auch aussichtsreichen Posten Sangsangta am Wangksfluß, der ihnen nach ihrem Erholungsjahr zugewiesen wurde, bald wieder verlassen. Es war ja freilich schon für gesunde Europäer keine Kleinigkeit, dort mitten im tropischen Urwald Nikaraguas, am Ufer des breiten Stromes tief drinnen im unkultivierten Lande, mehrere Tagereisen weit von der Nachbarstation, noch weiter vom nächsten städtischen Gemeinwesen entfernt, eine neue Missionsniederlassung anzulegen. Und wie oft war der Gatte auf Reisen. Da war die Missionarsfrau unter heidnischen Indianern ganz allein! Ein Glück, daß Br. Großmann treffliche ärztliche Kenntnisse besitzt, sonst wäre der

Aufenthalt dort im Buschland ohne Arzt und Apotheke doppelt schwer zu tragen gewesen. Aber übrigens, von Klagen wußte unsere Schwester nichts. Sie war über die Gesundheit gar kein Wort verloren hätte. Aber es ging nicht länger. Hier wäre sie durch das Klima schnell dahingerafft worden. Anderswo



Geschw. Großmann. Aufnahme in Bethlehem, Vereinigte Staaten.

eine Heldin. Sie trug still, was zu tragen war. Im übrigen war ihr ja die Arbeit eine solche Lust, zumal die treue Sorge um die Seelen der ihr anvertrauten Seelen, daß sie am liebsten

konnte sie dem Herrn noch länger dienen.

Und diese Überlegung hat sich als richtig erwiesen. In Bluefields, der Hauptstadt des östlichen Nicaragua, wo

Br. Großmann eine neue Arbeit fand, später auch das Präsesamt der Moskito-Indianer-Mission übernahm, fühlte sich die liebe Entschlafene wohler. Wie hat sie hier in ihrer stillen Art die Arbeit ihres Gatten unterstützt, vor allem durch Besuche bei den Gemeingliedern Trost gespendet und Liebe gesät, Gottes Wort unter die Leute gebracht und in die Herzen eingepflanzt? Wie hat sie auch durch ihren Wandel gewirkt? Als dann Schwächen sich wieder einstellten, reisten Schw. Großmann zu einem dreimonatigen Erholungsurlaub in die Vereinigten Staaten. Der tat unserer Schwester so gut, daß sie anscheinend frisch gestärkt und fröhlich Ende Juli nach Bluefields wieder zurückkehrte. So recht aus dem innersten Herzen kam das Dankeswort, mit der sie die Schwelle der Präseswohnung überschritt: „Wieder zu Haus!“ Nun wollte sie die Arbeit in vollem Maße wieder aufnehmen, nun wollte sie die neu gewonnene Kraft des Leibes doppelt treu gebrauchen zu Ehren dessen, der sie ihr gegeben.

Da zeigte sich, daß sie sich auf der Reise etwas erkältet hatte. Sie mußte ins Bett. Nach zwei Tagen schon war ihrem Gatten der Ernst der Lage klar. Und sie selbst war fertig, in die Arme ihres Heilandes hinüberzugehen. Noch einmal kehrten die Kräfte stärker wieder und damit auch ihre Lebensfreudigkeit. Donnerstag, den 29. Juli, aber stieg das Fieber wieder derart, daß ein zweiter Arzt hinzugezogen werden mußte und am nächsten Morgen hatte die schon Bewußtlose und sehr Geschwächte aufgelitten. Die Missionsgeschwister umstanden ihre Lagerstatt, auf der sie still und friedlich ruhte. Ihre Seele war in der himmlischen Heimat angelangt. „Ihr

Geist war noch unter uns“, schreibt ein Missionar. „Man fühlte, daß die Mutter der Gemeinde genommen war.“ Und, das geht aus des Missionars Worten deutlich hervor: sie wird noch weiter wirken und auch im Tode noch eine Predigt sein, denn alle liebten sie und viele werden jetzt und noch lange Zeit nach ihrem Wort und Wandel sich richten und so dem Herrn näher geführt werden.

Noch am selben Tag, also genau eine Woche nach ihrer Rückkehr aus den Vereinigten Staaten, nachmittags, fand ihre Beerdigung statt. Nicht nur die ganze Gemeinde beteiligte sich daran, sondern auch alle Ausländer, die sie auch lieb gehabt hatten, da sie ihre treue Liebe zu den Farbigen, ja zu jedermann, in der Stille beobachtet und schätzen gelernt hatten. Beim Begräbnis besorgte Br. Jung all die vielen Außerlichkeiten. Br. Neath hielt den Gottesdienst, Br. Bishop die Feier am Grab. Erst, als der Grabhügel mit Kränzen und Blumen reich geschmückt war, verließ der Trauerzug den Friedhof; und nun kam, wie in der Folge noch schmerzlicher, jedem zum Bewußtsein, was man in der Schwester verloren hatte.

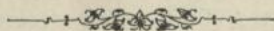
„Ihr ist wohl geschehen“, so schreiben unsere Brüder von Bluefields. „Sie ist durch viel Leiden zur Herrlichkeit eingegangen. Wir aber trauern um sie und leiden als Glieder einer Familie. Sie wird uns ein leuchtendes Vorbild bleiben.“

Schw. Großmanns Wiege stand in Südamerika. Ihre Eltern, Geschw. H. Peper, die jetzt in Königsfeld wohnen, waren in Paramaribo in Suriname im Missionsdienst der Brüdergemeinde tätig. Am 14. Oktober 1875 geboren, hätte die Entschlafene in diesen Tagen ihren

40. Geburtstag gefeiert. Ihre Erziehung hatte sie in Freiburg, Stuttgart und Königfeld genossen. Von 1895 an war sie zwei Jahre als Lehrerin tätig. Im Oktober 1900 folgte sie ihrem Gatten auf die Mission nach Aitaragua:

Wir danken Gott für solche Missionsarbeiterinnen und bitten ihn mit Zinzendorfs Worten:

Der Herr, der sie gerufen hat,
Rüft' andre aus an ihrer Statt.



Glaubensstärkung in schwerer Zeit.

I. Südafrikanische Sklaverei.

Wie oft erklingt in deutschen Landen in dieser schweren Zeit das deutsche Tedeum „Nun danket alle Gott.“ Jedesmal, wenn unser Gott uns wieder einmal aus einer Not geholfen, wenn er unseren Truppen wieder einen der herrlichen Siege geschenkt hatte, mit denen er uns in diesen Monaten so reich segnet.

Und das fröhliche „Nun danket alle Gott“ wird angestimmt, so weit die deutsche Zunge klingt.

Aber mit Krieg und Kriegsgeschrei hat das Singen dieses Lobliedes, von dem ich erzählen will, nichts zu tun. Und doch, die Sänger danken damit dem Höchsten nicht minder aus vollem Herzen, denn sie danken auch für das siegreiche Ende eines Freiheitskampfes.

Alljährlich nämlich, in der Frühe des 1. Dezember, da pflegen — noch in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts war es Brauch und darum sicherlich auch heute noch — eine Schar der Christen unserer Gemeinde Mamre in Südafrika auf eine große Steinplatte zu steigen, die oberhalb des Dorfes liegt, um durch Gesang einer Liedstrophe Gott zu danken für die Sklavenbefreiung, die er im

Jahre 1838 den armen Farbigen des Kaplandes bescherte.*)

Zwar am 1. Dezember jenes Jahres soll der Himmel trüb und wolken schwer dreingeschaut haben, und die, denen das große Geschenk zuteil wurde, begriffen seinen Wert noch nicht recht. Aber es war der Anfang einer neuen Zeit, die ihnen äußerlich und innerlich lang entbehrete hohe und höchste Güter brachte.

Freilich um die Sklaverei war es in Südafrika ein eigen Ding. Zwar mancherlei Sünde und Härtherzigkeit, daher Leiden und Druck fand sich dort auch. In dem unserer großen Missionsstation Gnaden tal benachbarten Städtchen Caledon wurde dann und wann ein Sklavenmarkt abgehalten, auf dem die Besitzer der Bauernplätze sich ihr Arbeitermaterial verschafften. Da mußten — wie wir dies z. B. auch von Suriname wissen — die Feilgebotenen auf einen Tisch steigen, um wie Viehstücke von allen beschaut, gemustert, geprüft zu werden. Eine Wage in der Nähe zeigte ihr Körpergewicht an. Ein Bauer hatte an die hundert Sklaven. Und wehe dem, der in seine Hände fiel. — Andere Sklavenbesitzer aber hielten ihre Leute gut.

*) Dies wie die folgenden Mitteilungen, sowie einige Bilder entstammen der neu erschienenen lesenswerten Schrift „Tante Anna“ von Dir. Hennig-Herrnhut, die hiermit nochmals bestens empfohlen sei. Missionsbuchhandlung Herrnhut, 30 Pf.

So Jan Wessel. Bei ihm gab es reichliche Kost und abends Gottes Wort. Das Verhältnis des Baas zu seinen Sklaven war ein patriarchalisches. Sie wurden zur Familie gerechnet. Und

das Beste erlangen konnten, was einem Menschen hienieden beschert werden mag. „Tante Anna“ hieß sie auf der Station Gnadental, wo sie nach der Sklavenszeit ein Heim fand.



Georg Schmidts Birnbaum im Missionsgarten in Gnadental, eine Erinnerung an den ersten Missionar von Afrika.

mancher hat diese Güte seiner Herrschaft dadurch gedankt, daß er ihr noch im hohen Alter freiwillig Dienste tat. Auch als ihnen das Jahr 1838 längst die Freiheit gebracht hatte.

Und nun soll uns eine frühere Sklavin erzählen, wie auch diese Unfreien äußerlich und innerlich die Freiheit und mit ihr

II. Wie Annas Wohnung aus sah.

Kommen wir vom Missionsplatz Gnadental und wenden uns rechts, so gelangen wir zwischen grünen Gärten hindurch auf die Bergstraße, deren Häuser eng an den Hügel an oder gar in denselben hineingebaut scheinen. Nun geht es in steilem Anstieg bergauf. Ein

echter afrikanischer Hügel, wie das ganze Land mit niedrigem Gebüsch bewachsen. Zwischen den Sträuchern haben die Schafe ihren Weg getreten und suchen unter deren Schatten nach spärlichem, vielleicht schon auf dem Halm vertrocknetem Gras. Der Name des Hügel ist so poetisch wie die meisten afrikanischen Namen, der Schafberg. — Endlich sind wir oben und überschauen von hier ein großes Stück des Sonderendtales.

Das breite Flußthal nach Westen zu ist rechts von der mächtigen Bergkette, links von roten, kahlen Hügeln umschlossen. Sein Ende verschwindet fast in der schimmernden Glut der Mittags-sonne. Alles ist öde und kahl; nur auf der eigentlichen Talsohle eine grüne Weidefläche, aus der hie und da der Wasserspiegel des „Sonderend“ aufleuchtet. Dieser Fluß ist, daß du es weißt, einer der größeren afrikanischen Flüsse, und schon sein Name singt sein Lob: sein Wasser ist „ohne Ende“, d. h. trocknet nie ganz aus. Ja hie und da findest du solche Tiefen, in deren Dunkel noch zu Georg Schmidts Zeiten das Nilpferd leben konnte. — Spärlich über das stundenlange Tal ausgestreut bemerken wir ein paar Bauernplätze mit französischen oder holländischen Namen.

III. Not im Haus der Farbigen in Snadental.

Tante Anna war — so erzählt Br. Hennig — nachdem ihr Mann sie verlassen hatte, mit ihren Kindern ganz auf sich allein angewiesen. Solange der sorgsam und fleißig bestellte Garten etwas hergab, kam sie durch. Dann aber folgten lange Monate, wo dort nichts mehr zu holen war. Es war überhaupt eine arme Zeit, der Verdienst

rar. Da wurde Schmalhans Küchenmeister, und um nur der Kinder Mund zu füllen, mußte jeder irgendwie verdiente Pfennig ins Brot gesteckt werden. Aber auch das fehlte jetzt oft. Sie waren manchmal am Abend hungrig zu Bett gegangen. Mit den Kleidern war es ganz erbärmlich bestellt. Und Schuhe? Die gab es schon lange nicht mehr. Doch war dies ein sehr empfindlicher Mangel. Nicht wegen der Nässe und Kälte. Die konnte Anna ertragen. Aber wegen der Kirche. Wie ein ordentliches Kleid, wenn auch ganz einfach, aber zum wenigsten sorgsam gestickt und sauber gewaschen, so gehört nach Annas und vieler anderer Gedanken auch ein Paar Schuhe zu einem würdigen Treten vor Gottes Angesicht. Und sie hatte keine mehr, um mit ihnen zur Kirche gehen zu können!

Wohl konnte der Magen hungern, aber das Herz bedurfte in dieser Zeit der Not der Speise von oben.

Vielleicht hätte eine andere daheim sich über ihre Bibel gesetzt. Seltensamerweise hatte Anna nicht lesen gelernt. War sie zu alt oder fasten ihre Augen die Buchstaben nicht recht? Sie muß einmal einen Versuch gemacht haben, aber er war mißlungen. Sicherlich nicht aus Trägheit oder Bequemlichkeit. Anna nannte einen anderen Grund: „Hätte ich lesen gelernt, wäre ich hochmütig geworden!“ und vor dem Hochmut hatte sie gelernt, sich zu fürchten, wie ein Kind vor dem Feuer. Dann aber mußte sie sich — es koste, was es wolle — ihre Speise aus dem Wort Gottes in der Kirche holen. Sie fand einen Ausweg. Als die erste auf dem Kirchweg schlüpfte sie in eine der hintersten Bänke hinein und zog die Füße hoch, damit niemand den Mangel der Schuhe bemerken könne.

IV. „Rufe mich an.“

So saß sie eines Abends, als einer der Psalmen es ihr antat. „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen.“ Das war gerade für sie gemeint. Die hungernden Kinder, ihre eigene Lage und Verlassenheit, und hier die Verheißung der Hilfe ihres Gottes! Er sagte es ja: „Ich will

klungen, als Anna trotz Fehlens ihrer Schuhe schnell an den übrigen Kirchgängern vorüberhuscht, um nur so bald als möglich zu Hause anzulangen und sich der Hilfe ihres Gottes zu erfreuen.

Aber die Haustür ist geschlossen, kein Feuer brennt, kein Kaffee und kein Brot ist vorhanden. Noch wehrt sie sich gegen diese Entdeckung. Sie langt das Fell



Westliche Gnadentaler Dorfstraße am Fuß des Schafberges mit Blick in die Gartengründe und das Sonderendtal. Im Hintergrund der Caladoner Berg.

dich erretten, und du sollst mich preisen.“ Schon glaubt sie seine Hilfe mit Händen greifen zu können. Sie sieht ihr kaltes und ödes Haus vor sich mit den hungrig einschlafenden Kindern. Aber wenn sie zurückkehrt, wird jemand das Haus geöffnet haben, auf dem Feuerplatz wird ein lustiges Feuer unter dem Wasserkessel brennen, auf dem Tisch wird eine Tüte Kaffee und ein Brot liegen, und sie alle werden wieder einmal satt und fröhlich zur Ruhe gehen können! Der letzte Ton der Orgel ist noch nicht ver-

hervor, das man über den eingesäuerten Teig deckt, damit er ungehindert durch Kälte oder Zug aufgehen kann. An seinem Haar kleben noch mancherlei Mehlrreste von der früheren Bäckerei. Sie sammelt sie, bäckt ein ganz kleines Semmelchen davon und geht immer noch hungrig zu Bett, — aber nicht um zu schlafen. Wie hätte sie schlafen können! Nein! Was ihre Kammer so oft gesehen und was ihren Hausgenossen eine ganz bekannte Erscheinung war; sie blieb auf ihrem Bettrand sitzen und redete

mit ihrem Gott mit lauter Stimme wie von Mund zu Mund. Ihr Gebet war: Hast du nicht verheißen, in der Not zu helfen? und du weißt doch, daß ich in Not bin und auf deine Hilfe traue? Wie kannst du mich so im Stich lassen?

V. Die göttliche Antwort.

„Da,“ fuhr sie fort, „bekam ich eine Antwort.“ — Wie manchmal haben mir meine Leute von solchen Antworten erzählt. Warum haben wir sie nicht? Oder bedeutet unser Beten, daß wir allein reden, und vielleicht eine Antwort des andern, der unser Gebet hören soll, gar nicht erwarten? — Also Anna erhielt eine Antwort, und sie lautete: „Habe ich nicht getan, was du gebeten hast? Ich habe dir alles genommen, damit ich dein Alles sein könnte.“ Und dieselbe Frau, die eben noch mit ihrem Gott gerungen und fast gegen ihn gemurrt hatte, brach aus in Lob und Dank darüber, daß sie nun auf der ganzen Welt nichts mehr habe, worauf sie vertrauen könnte, als ihn allein.

VI. Sichtbare Hilfe.

Die mehr als achtzigjährige Frau konnte bei ihrem Ende nicht genug loben und danken für alles, was der Herr an ihr getan habe. Davon ein Beispiel aus späterer Zeit. Mein lieber Vorgänger im Amt, Missionar Hettasch, hat es mir erzählt, und es darf in Tante Annas Lebenslauf nicht fehlen.

Die Kinder waren längst aus dem Haus, hatten guten Verdienst an der Eisenbahn, und manchmal brachte die Post ein schönes Stück Geld für die Mutter. Diese selbst jedoch wußte bei Fleiß und Sparsamkeit — ich habe von

ihr nie den Eindruck gehabt, daß sie arm sei — immer das tägliche Brot zu haben und einen Notpfennig übrig zu behalten. Aber einmal wollte es nicht glücken, lange war kein Geld aus der Ferne gekommen. Wohl hatte sie oft den Riemen gefaßt und war ins Feld gegangen, um Holz zu sammeln, aber kein Mensch wollte es ihr abtaufen. Den kleinen Handel, den sie mit selbst-bereitetem Schnupftabak aus den Tabakspflanzen ihres Vorgärtchens trieb, wollte ihr nichts einbringen. Was sie auch versuchte, um nur zur kleinsten Silbermünze im Wert von etwa 25 Pfennig zu kommen, war fehlgeschlagen, und doch mußte sie diesen guten Groschen haben, denn — das Sonntagskleid mußte gewaschen werden; sie brauchte Seife, nur ein kleines Stück Seife, sonst konnte sie am nächsten Sonntag nicht in die Predigt gehen. Dies war ihre Sorge gewesen schon die ganze Woche hindurch, und darüber war es Donnerstag, Freitag und schließlich gar Sonnabend geworden. Wie oft hatte sie ihre Bitte um dieses Stück Seife schon vor ihren Gott gebracht!

Jetzt, Sonnabend morgen, tat sie es aufs neue. Sie stand in ihrer Haustüre, deren oberer Flügel auf die Seite geschlagen war, und lehnte sich auf den unteren Flügel und betete. Da kam ihre Glucke durch die Tabakspflanzen des Vorgärtchens daher geschritten, suchte zwischen den Stauden nach Speise für ihre Kleinen, und plötzlich rief sie. Die Küchlein huschten von allen Seiten heran, weil sie wußten, daß die Mutter etwas für sie gefunden habe. „Wie vertrauten diese Küchlein der Henne? Hätte ich einen ähnlich starken Glauben an meinen Gott, er würde mich nicht

beschämen," dachte Anna. Aber die Glücke hatte sich diesmal getäuscht, denn die kleine Silbermünze, die sie aus der Erde scharrte, war nichts für ihre Kleinen.

erstand die Seife und wusch das Kleid, so daß es noch bis zum Sonntag morgen trocknen konnte. Den ersten Groschen aber, der ihr wieder in die Hände kam,



Die Gnadentaler Kirchendiener und Helferinnen.

Wohl aber sah Anna das Geldstück auf dem dunklen Grunde glänzen und wußte, wer es ihr gegeben hatte. Schnell eilte sie mit diesem Groschen zum Kaufmann,

brachte sie zu dem Missionar: „Hier, das hat der liebe Gott mir geborgt, ich bring es zurück.“ So erfuhr Br. Hettasch diese kleine Geschichte.



Bedeutung der Renttierzucht in Alaska.

I. Allgemeines.

In ganz Alaska nördlich der Aleuten-Halbinsel nimmt die Renttierzucht an Bedeutung zu. „In zwanzig Jahren hat sie die Eskimos zu zivilisierten und wirtschaftlichen Leuten gemacht“, heißt es in dem kürzlich herausgegebenen Bericht der Schulabteilung der Regierung der Vereinigten Staaten. Die eigentliche Renttiereinfuhr von Sibirien durch die amerikanische Regierung fand in den Jahren 1892 bis 1902 statt, indem im ganzen 1820 Renttiere nach Alaska gebracht wurden. Jetzt gibt es 62 Herden mit zusammen 47 266 Renttieren, wovon die Eskimos nicht weniger als 30 532 besitzen. Abgesehen davon, daß sie auf diese Weise ein Beförderungsmittel erhalten, das mit der Zeit dem durch Hunde sich überlegen zeigen wird, haben sie „jetzt Mittel und Wege, durch Verkauf von Fleisch und Fellen an den weißen Mann es zu einem gewissen Wohlstand zu bringen“, anstatt ewig Halbnomaden von Jägern und Fischern zu bleiben und ein armseliges Dasein zu fristen. Die Renttierzucht wird sorgsam geschützt. Durch sie werden die Eskimos imstande sein, den Weißen, die ins Land strömen, um die Mineralschätze zu heben, wertvolle Dienste zu leisten. „Kein anderer darf eine Renttierkuh an jemand anders als einen Eingeborenen Alaskas

verkaufen oder auf andere Weise abgeben.“ Diese Bestimmung ist getroffen, „damit nicht die Weißen die Renttierzucht, die von der Schulabteilung der Regierung der Vereinigten Staaten während der letzten zwanzig Jahre gehegt und gepflegt worden ist, vernichten.“

II. Mission und Renttierzucht.

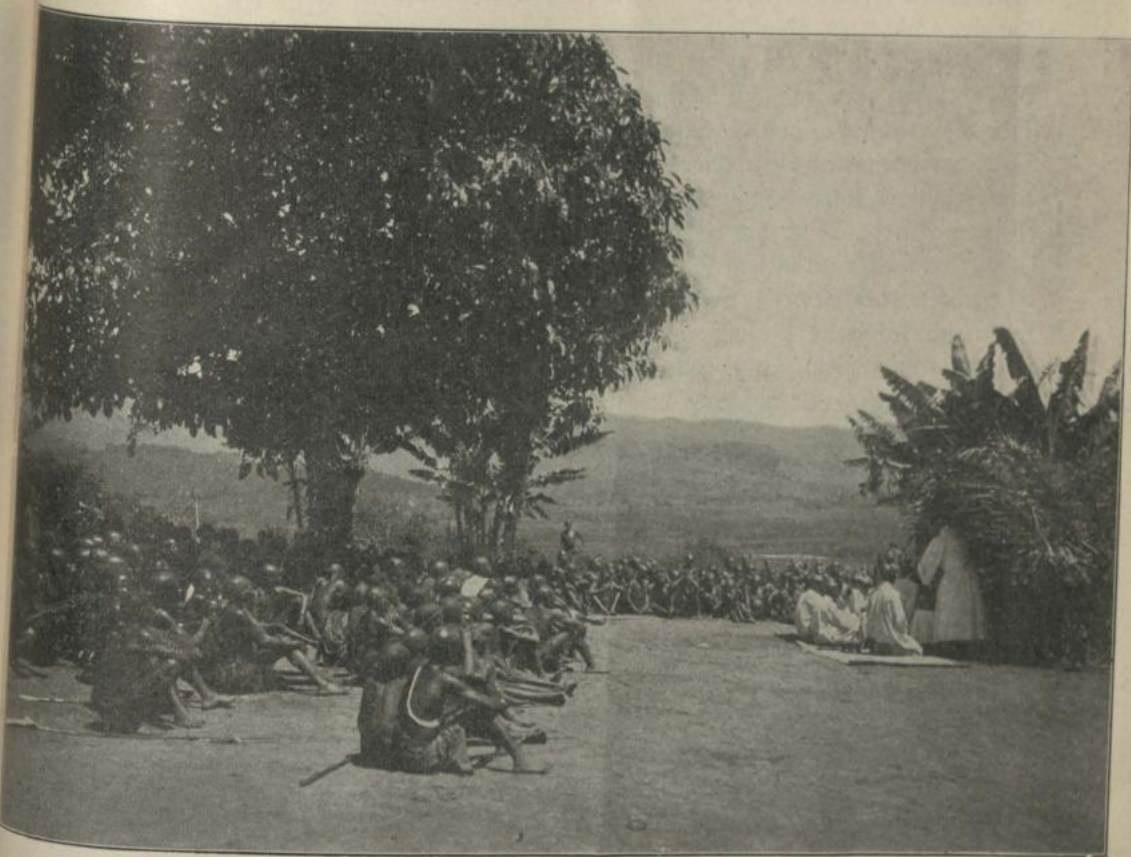
Daß diese Zucht für die Eskimos ein Segen ist, wird noch in anderer Weise durch den Präses unserer Mission in Alaska Br. Buzin bezeugt. Er schreibt: „Die Hirten (ausgewählt aus den jungen Leuten, die in den Missionschulen erzogen worden sind) übertreffen ihre Dorfgenossen bei weitem an körperlicher Kraft, Scharfsinn und Ausdauer. Sie haben einen kräftigeren Körperbau, sind schneller im Handeln und williger, Strapazen zu ertragen, als ihre Genossen, die herumzulungern pflegen. Diese Leute fürchten sich vor den Strapazen des Hirtenlebens und denken nicht daran, daß die Strapazen, derentwegen sie die Hirten bedauern, gerade die Eigenschaften, derentwegen sie sie bewundern, zur Entwicklung bringen.“ Von Zeit zu Zeit besuchen die Missionare die Hirten in ihren Lagern, und die Hirten wiederum kommen auf den Missionsstationen zu Konferenzen zusammen. So wird die Verbindung mit ihnen sorgfältig gepflegt.

Tauffeiern in unserer Nyassamission.

I. Auf dem Außenplatz Lubale.

Aus dem letzten Arbeitsjahr unserer Brüder am Nyassa sind uns noch keine Zahlen zugegangen, die vom greifbaren Erfolg Kunde gäben. Da wir aber aus

richten reichen, ruhig ihren Gang geht, möchten wir annehmen, daß die Zahl der Tausen vielleicht noch größer ist als in Friedenszeiten, da bei der völligen Abgeschlossenheit gegen das Ausland



Dr. Zickmantel tauft auf einer Außenstation von Kungwe (Nyassa) zwei Häuptlingsöhne und andere Heiden.

dem nördlich davon gelegenen Anyamweilandete gehört haben, daß dort im vergangenen Jahr trotz des Kriegs rund 150 Heiden zur Taufe gelangt sind (gegenüber 36 im Jahr zuvor), so hoffen wir, daß auch im Nyassagebiet Tauf feiern gehalten werden konnten. Ja, da die Arbeit auch dort, so weit unsere Nach-

feinerlei Störungen von auswärts Einfluß gewinnen können. Möchten wir uns in unseren Hoffnungen und Erwartungen nicht getäuscht sehen. Es sei dies ein Gegenstand unserer Fürbitte.

Aus dem vorletzten Berichtsjahr wissen wir von einer Schar von über 200 Heiden, die durch Empfang des

Taufsakraments die Mitgliedschaft der christlichen Gemeinde erlangten.

Das schöne Bild — eine der so selten zu erlangenden Darstellungen eines Tauffestes — führt uns eine Feier vor Augen, die Br. Zickmantel auf einem Außenposten seiner früheren Station Kungwe abhalten konnte. Es war wirklich ein Fest für die ganze Gegend. Dafür spricht der zunächst geringfügig scheinende Umstand, daß die Leute jenes Distrikts aus eigenem Antrieb das Schutzdach errichteten, unter dem der amtierende Missionar steht. Für ihn haben sie es gebaut und eben zu diesem Zweck. Und das waren doch Heiden! Denn wir befinden uns nicht auf einer Hauptstation, sondern auf einem Außenposten, auf dem doch meist nur wenige, oft noch gar keine Christen wohnen. Ein Fest war jener Tag natürlich in erster Linie für den Missionar, der nun ernten konnte die Frucht der Saat, die er und sein Gehilfe in mühevoller, langwieriger Arbeit ausgestreut hatte. Gott hatte das Gedeihen gegeben. Des waren sie froh, dafür brachten sie ihm den Dank ihrer Herzen dar. Es ist in der Tat nichts so ganz Gewöhnliches, wenn — wie hier der Fall war — der Missionar den Sohn eines Häuptlings, ja auch den Sohn eines Großhäuptlings in den Tod Jesu taufen konnte. Daneben noch einige Leute aus dem gewöhnlichen Volk. Nicht, daß jene sogar wie Prinzen vor Gott etwas Besseres waren als ihres Vaters Untertanen, aber es waren Starke, die dem Sieger von Golgatha zum Raube gegeben wurden. Solche Große dieser Erde haben mehr Einfluß als andere, und daher ist ihr Eintritt in die sichtbare Kirche Jesu Christi von vorbildlicher Bedeutung für viele. Daher ist die

Freude des Missionars verständlich. Daher ist auch die unsere in diesem wie in jedem ähnlichen Falle groß.

II. In Hoch-Safwa.

Auch im Jahre 1913 konnten auf den Außenplätzen von Kungwe mehrere Tausen vollzogen werden. Dazu kamen zehn Tausen auf der Ausfähigenstation, die in jener Gegend von der Regierung unterhalten, von unserem Missionar aber beaufsichtigt und kirchlich bedient wird, Matote. Diese zehn Heiden waren fast alle ausfähig. Es war eine freundliche Anteilnahme, die unsere Nachbargemeinen durch Entsendung von Abgeordneten zu dieser Feier an den Tag legten.

Endlich fand vor Weihnachten eine Tauffeier in Hoch-Safwa statt.

Unser Bild zeigt uns das Unterkunftshaus, das auf dem Posten Hoch-Safwa errichtet ist, um dem von Zeit zu Zeit dort besuchenden Missionar, der von Kungwe herüberkommt, Obdach zu bieten. Br. Zickmantel hat es gebaut. Mit ihm hat auch einmal Br. Hennig dort genächtigt, als er im Jahre 1905 dort besuchte. Damals war das Häuschen noch etwas kleiner. Jetzt ist es nach der einen Seite durch Umbau eines Schlafraums vergrößert. Ein Fenster suchst du in diesem Hause vergeblich. Es ist ja auch in dem sonnigen Lande, in dem man den Tag, wenigstens auf Reisen, meist im Freien verbringt, nicht so von Nöten.

Das erwähnte Taufest war ein großer Tag für die ganze Gegend. Etwa 350 Menschen waren versammelt. Auch die Häuptlinge jener Landschaft nahmen fast alle teil. Dazu eine Anzahl Christen und unsere Missionare von den Nachbarstationen Utengule und Neu-

Meya. Selbst der in der Nähe ansässige Pflanzer Kleine.

Den Taufakt vollzog der zuständige Kungweer Missionar Br. E. Bachmann. Er erwähnt wieder einmal, daß er einen Brauch übte, den schon mancher unserer Missionare beobachtet hat, daß er nämlich das Taufwasser durch zwei Knaben, die

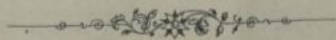
Und der tausende Missionar nahm das Wasser auch, als er es zur Taufhandlung brauchte, mit der Hand aus jenem Gefäß, damit alles recht natürlich und öffentlich vor aller Augen vor sich ginge. Aus dem allen merkten die Anwesenden, daß mit dem Wasser nichts Geheimnisvolles geschehen sei.



Unterkunftsbaus für den Missionar in Hoch-Safwa.

mit unserer Mission noch gar nicht in Verbindung standen, kurz vor der Taufhandlung aus dem nahen Flusse holen ließ, damit die der Tauffeier beiwohnenden Leute ja nicht auf den Gedanken kommen könnten, daß mit dem zur Taufe benutzten Wasser vor dem Gebrauch irgend etwas — nach Heidenmeinung natürlich Zauberhaftes — geschehen sei. Aus diesem Grunde ließ man das Wasser auch in einem Topfe holen, wie ihn die Eingeborenen tagtäglich benutzen.

Seitdem hat nun auch das Hoch-Safwa-Gebiet, auf dem unsere Mission schon längere Zeit tätig ist und wo wir so dringend eine Stationsanlage nötig hätten — um die unser Präses schon oft gebeten hat — einen ersten Stamm von Christen, die aus dem eigenen Volke, den Safwa, hervorgegangen sind. Ein Ungeld darauf — schreibt Br. Bachmann — daß auch das Hoch-Safwa noch einmal ganz des Herrn sein wird.



Der Krieg und unsere Mission.

Wir haben bereits (S. 161) daran erinnert, daß die britisch-indische Regierung über 300 deutsche Missionsarbeiter aus Indien nach Europa reisen läßt, nach Hause schickt und so ihrer Arbeit entzieht. Unter ihnen ist möglicherweise unser Bruder G. Reichels Frau und Kind, die in einem entlegenen Himalaya-Gal, tief drinnen am Indusufer, ihre Arbeit taten, also wohl kaum irgend welche Gelegenheit gehabt hätten, deutsche Interessen zur Geltung zu bringen. Aber sie mußten im Frühwinter 1914 die beschwerliche Reise über die Berge nach Srinagar antreten, um dort, später in der indischen Ebene und zuletzt wieder in einem Gebirgsdorf festgehalten zu werden. Und nun hat uns Br. Reichel kürzlich gemeldet, daß sich seine Familie vom 8. September ab für die Reise in die Heimat bereitzuhalten habe.

Noch weniger als diese Deutschen auf den höchsten Bergen der Welt könnten wohl unsere Labrador-Missionare, wenn sie auch wollten, ihr Deutschtum in staatsgefährlicher Weise vertreten. Sie sind ja jährlich acht Monate hindurch von dem Verkehr mit der Außenwelt völlig abgeschnitten. Nichtsdestoweniger erhielten die deutschen Brüder von der Regierung Befehl, unser Missionschiff „Harmony“ auf der ersten Fahrt, die es an die Küste und dann wieder nach Neufundland macht, zu benützen und sich in St. Johns zu stellen. Man beabsichtigte, sie dort zu internieren. Auf Fürsprache unseres Agenten und unseres Schiffskapitäns hin hat man sie, als sie dem Befehl gefolgt waren, wieder auf ihre Stationen zurückkehren lassen, aber nur unter der Bewachung von drei oder vier Polizisten, die an der Labradorküste bleiben sollten, bis das letzte Schiff vor dem Winter das Land verläßt.

Vom Büchertisch.

Wertvolle Neuerscheinungen aus dem Verlag F. Bahn, Schwerin:

W. Richter: Der Herr ist der Friede. Der Krieg als Erlebnis eines Feldpredigers. 124 S. Groß 8°. Kaschiert 2. — Nach halbjährigem Feldsparrerdienst in Belgien blickt der jetzt zum Konsistorialrat nach Königsberg i. Pr. berufene ehemalige Divisionspfarrer in Magdeburg, wo er fünf Jahre unter Hindenburg arbeitete, von dem er S. 32 erzählt, auf seine Erfahrungen zurück (Von der Mobilmachung bis zur Einberufung, An den Feind, Erstes schweres Vierteljahr, Im Stellungskrieg) und gibt fesselnde Erinnerungen. Leider läßt der Obertitel Predigten vermuten.

Kriegspredigten im Schweriner Dom von **P. G. Tolzien.** 140 S., 1.50 Mk. Wir nennen: Wachsen des Reiches Gottes, Aergernis in der Welt, Verluſtliste, Jonas und Salomo (Religion und Kultur). Inhaltsreich.

Unter dem Titel **Kruz Tod!** gibt D. **Vorwerk** etwa 60 Kriegs- und Glaubenslieder heraus, die zum Teil (nach angegebenen Melodien) singbar sind.

G. v. K.: Allerlei Schwerter. Erzählung von Kampf und Sieg. 1.20, geb. 1.50 Mk. Offizier, durch Schuß erblindet, belehrt sich.

Vollmar-Hefte, die in Millionen Exemplaren verbreiteten volkstümlichen, empfehlenswerten Erzählungen. Neu 73 bis 84. Mit Bildern. à 16 S. Gr. 8°. 10, 20 oder 25 Pf. Alle 84 Hefte zus. 12.90 statt 15.90 Mk., postfrei. Sinnige, gut erzählte Weihnachtsgeschichten oder aus Kaiser Wilhelm I. Leben. Gediegene, fröhliche Geschenkliteratur.

M. v. O.: „Im Sonnenschein.“ Waisenkünge, Um einen ewigen Kranz u. a. à 16 S., 10 Pf. Ernst abgezweckte Geschichten.

Emanuel Geibel. Gedichte zu seinem 100. Geburtstag, 17. Okt. Für die Gegenwart ausgewählt von (Prof.) Carl Meinhof. Hamburg 1915, Buchhandlung des Nordbundes, Michaelisstraße 62. 24 S., 30 Pf. Wie zeitgemäß ruft die Stimme des vaterländischen Sängers hinein in die große Gegenwart und läßt sie uns noch erhabener erscheinen als Schlußpunkt langer deutscher Geschichtsentwicklung! Beigefügt ein Lebensbild.

Das Lob der deutschen Heimat besingen Lieder, die P. **Bölte** zunächst für seine Konfirmanden gesammelt hat. 65 S., schön kart., 75 Pf. Krüger & Co., Leipzig. In den Amtlichen Mitteilungen des Konsistoriums der Provinz Sachsen für Vereine und Konfirmanden empfohlen. Mit Recht. Klänge von Freiligrath, Rückert, Spitta, Geibel, Umland, Eichendorff, Schentendorff, Heimat, Abschied, Fremde, Heimatlos, Ewige Heimat.